Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 46 (1990)

Artikel: Christen und Juden auf meinem Weg
Autor: Ehrlich, Ernst Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960821

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christen und Juden auf meinem Weg*

von Ernst Ludwig Ehrlich

Wer eine solche Ehrung erhält, an die heute in dieser Stunde erinnert werden soll, tut gut daran, zurückzuschauen, wer ihm auf seinem Wege begegnet ist, ihm die Impulse gab, dem Verstehen zwischen Christen und Juden zu dienen. Wenn wir uns eine solche Aufgabe hier stellen, so mag sie als ein Dank verstanden werden an Menschen, die vor langem oder vor kürzerem dahingegangen sind; die meisten, die hier zu nennen sind, weilen nicht mehr unter den Lebenden.

Dem Neunzehnjährigen war Rabbiner *Leo Baeck* das grosse Erlebnis in Berlin; 1940, Krieg, Judenverfolgung! 1941 gelber Stern und dennoch Studium an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums bis Juni 1942. Der Eindruck ist unvergesslich: Ein sportlicher Siebzigjähriger, der im Untergang der Juden in Deutschland von «der Aufgabe des Tages» spricht, von der Grösse des Judentums und von seiner Hoffnung, trotz allem. Und Baeck redet auch über den Mann oder die Frau auf der Strasse, die ihm, dem Juden mit dem gelben Stern, verstohlen einen Apfel zustekken und so indirekt beweisen, dass vielleicht dennoch Hoffnung sei. Der Baeck, über den wir hier sprechen, war der Rabbiner des jüdischen Volkes, der bewusst seinen Weg des Martyriums antrat, weil er meinte, eine Religion ohne Martyrium wäre eine Religion des Spiessers, Religion ohne Vision. Wir erinnern uns an diesen grossen Lehrer des Judentums, der in Vorlesungen und im Gespräch alle die Themen anklingen liess, die er teils vorher, teils nachher in Büchern behandelte. Sie erfahren leider heute nicht mehr die Aufmerksamkeit, die sie immer noch verdienten: «Die Pharisäer, ein Kapitel jüdischer Geschichte», «Das Evangelium als Urkunde jüdischer Glaubensgeschichte» und der Sammelband «Paulus, die Pharisäer und das Neue Testament».

Ein Student, der sich in den Fächern der Wissenschaft des Judentums umsehen möchte, lernt hier von einem Rabbiner das Christentum kennen, hört von Jesus und von Paulus. Eine gespenstische Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, wann dies geschah: in den Jahren 1940-1942, als sogenannte Christen ihren Herrn Jesus Christus immer aufs neue ans

---

* Vortrag, gehalten am 24. Januar 1990 im Auditorium Maximum der Universität Bern anlässlich der Verleihung der Würde eines Honorarprofessors an der Berner Evangelisch-theologischen Fakultät.

Kreuz schlugen, indem sie sich millionenfach an Juden vergingen. Unvergesslich bleibt Baecks Hinweis, dass im wahren Christentum wie im Judentum ein nichtkonformistischer Zug sei, der Mut, auch dann «Nein» sagen zu können, wenn die Masse «Ja» brüllt. Wenn eine Religion ohne bewusste Vorurteile gelehrt worden ist, so das Christentum durch Leo Baeck, wenngleich er als Jude auch starke Einwände gegen die paulinische Theologie herausarbeitete. Wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, wie sich eine Entwicklung anbahnte, so soll auch daran erinnert werden, dass ein Jahr später, im Jahre 1943, bereits in der Illegalität in Berlin, ein nun auch schon verstorbener Katholik, der uns Unterkunft gewährte, Rechenschaft über bestimmte Termini Baecks forderte, die dieser in seinem Aufsatz über das Christentum, «Romantische Religion», verwendet hatte. Christlich-jüdischer Dialog in der Grenzsituation des Lebens in Berlin im Mai 1943.

* * *

Neubeginn in Basel im Oktober 1943. Studium der alttestamentlichen Wissenschaft bei einem der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit auf diesem Gebiet: *Walter Baumgartner*, ein reformierter schweizerischer Christ. Bei ihm war zu lernen, was kritische Wissenschaft bedeutet, und dass es nicht angeht, theologische Ideen in einem Vorverständnis in die Texte hineinzulesen. Diese müssen zunächst aus sich selbst heraus verstanden werden. Bei Baumgartner war nicht nur die strenge Philologie zu studieren, sondern vor allem sauberes wissenschaftliches Arbeiten und Denken. In jenen Jahren herrschte in Basel *Karl Barth*, der damals noch wenig Verständnis für das Judentum besass, wohl aber für Juden als verfolgte Menschen. So war das Studium des Alten Testaments für die Theologiestudenten die notwendige Ergänzung zu einer dialektischen Theologie, die mehr zur Typologie als zur exakten Exegese verführen konnte, sicher nicht nach dem Willen des Meisters. So darf hier dankbar daran erinnert werden, dass geistiges Arbeiten auf den Gebieten, mit denen wir uns befassen, und die auch entscheidend für den christlich-jüdischen Dialog sind, ohne die von Walter Baumgartner gelehrte kritische Wissenschaft nicht denkbar ist. Alles andere würde in einen breiigen Synkretismus entarten, ohne Konturen und ohne feste Basis. Um zu dem zu gelangen, was Baeck als Ziel dieses Dialoges angesehen hat, bedürfen wir der kritischen Wissenschaft. Ich zitiere Baeck: «Es werden sich immer Juden und Christen zusammenfinden können, im Bewusstsein dessen, was sie unterscheidet, und im Bewusstsein dessen, was sie eint. So allein sehen Menschen einander, im Einenden und Trennenden... Nicht das Trennende übersehen oder verschweigen, aber auch nicht das Einende übersehen und verschweigen. Beides zusammen, um zu begreifen, um zu verstehen.» Die Vorausset-

zungen für dieses kritische Denken hatte Walter Baumgartner seinen Studenten vermittelt, ebenso das Gefühl und das Sensorium für die hebräische und aramäische Sprache, nicht zuletzt aber auch seine Sympathie für *Leonhard Ragaz*.

* * *

Begegnung in Basel mit *Martin Buber*, im Hause des Philosophen *Herman Schmalenbach* in Riehen, unvorstellbar damals, dass dieser Ort einmal Heimat werden würde. Es war das Jahr 1947, als die Juden um ihren Staat rangen, der Kampf gegen Briten und Araber begonnen hatte. Unvergesslich dann die Konfrontation Bubers im Basler Stadtcasino mit einem Anhänger der Cheruth, Irgun Zwai Leumi hiess sie damals, wo Buber deutlicher und geforderter denn je seinen biblischen Humanismus, das heisst also den für ihn wahren Zionismus, der Gewalt und dem Krieg entgegenstellte. Da fiel alles Literarische von diesem Mann ab, jedes Experiment im Geistigen, da ging es wirklich um das Wesen dessen, wofür Buber einstand: um die Verwirklichung des Moralischen auch in der Politik, eben um den uns allen auch heute noch aufgegebenen biblischen Humanismus.

Hier soll nicht über die Bedeutung Bubers für den christlich-jüdischen Dialog gesprochen werden, nicht darüber, dass er es war, der überhaupt zuerst viele Christen für das Phänomen des Judentums geöffnet hatte, sondern es soll eines Mannes gedacht werden, der als ein Nonkonformist den Mut hatte, Unrecht auch Unrecht zu nennen, und der schon früh erkannte, dass die Juden in ihrem Lande Israel nicht werden überleben können, wenn sie nicht einen Weg zu ihren arabischen Nachbarn finden, ein Unternehmen, das leider auch verständigungsbereiten Juden von den arabischen Nachbarn nicht erleichtert wird.

Was Buber wollte, wofür er lebte, ist für uns alle aktuell geblieben: auf des Wort der ewig neuen Bibel zu hören, auf das, was sie uns wirklich zu sagen hat, und nicht das für den Bibeltext auszugeben, was in ihn gern hineininterpretiert wird; ferner das Nachdenken über das Messianische im Judentum, das mystische Element, welches sich auch im Chassidismus manifestiert, denn ohne dieses Geheimnis des Messianischen hat Religion keine Vision; schliesslich die Verwirklichungen in der Existenz des Menschen, und darüber hat Buber in seiner Philosophie des Dialogs spekuliert.

Wer von Buber spricht, denkt auch an *Franz Rosenzweig*, der es schliesslich war, der Buber in die Aufgabe der Übertragung der Schrift hineingezwungen hatte. Rosenzweig ist schon 1929 nach langer Krankheit gestorben, aber aus seinen Briefen und aus seinen Büchern hat er auch noch zu einer Generation gesprochen, die den Untergang des von

ihm verkörperten deutschen Judentums miterlebt hat. Bei Rosenzweig beeindruckten den Studenten drei grosse Themen: Rosenzweigs Ringen mit der jüdischen Orthodoxie, sein Eintreten für die *lebendige* jüdische Tradition ohne geistlose Starre und pfäffische Rechthaberei, seine Abgrenzung gegen einen jüdischen Liberalismus, der eigentlich nicht mehr wusste, wofür er eigentlich frei geworden war. Wir erwähnen im Gedenken an Franz Rosenzweig das Problem der von ihm gelebten Dialektik des deutschen Juden, der ohne Einschränkung ein Deutscher sein wollte und für den Judentum dennoch mehr und anderes bedeutete als blosse Konfession. Und schliesslich hat Rosenzweig in seinen Briefen und vorher im «Stern der Erlösung» Entscheidendes über die Beziehung zwischen Christen und Juden gelehrt; an einen Absatz aus dem III. Teil des «Sterns» sei hier erinnert:

«Ob Christus mehr ist als eine Idee – kein Christ kann es wissen. Aber dass Israel mehr ist als eine Idee, das weiss er, das sieht er. Denn wir leben. Wir sind ewig, nicht wie eine Idee ewig sein mag, sondern wir sind es, wenn wir's sind, in voller Wirklichkeit. Und so sind wir dem Christen das eigentlich Unbezweifelbare... An uns können die Christen nicht zweifeln... Das Theologumen aus der Urzeit christlicher Theologie spricht aus, was wir hier erklärten: dass das Judentum in seinem ewigen Fortbestand durch alle Zeit, das Judentum, das im "alten" Testament bezeugt wird und selber von ihm lebendig zeugt, der eine *Kern ist, von dessen Glut die Strahlen unsichtbar genährt werden, die im Christentum sichtbar und vielgespalten in die Nacht der heidnischen Vor- und Unterwelt brechen. Vor Gott sind sie so beide, Jude und Christ, Arbeiter am gleichen Werk. Er kann keinen entbehren...»*

* * *

In Basel erfolgte auch die Begegnung mit *Karl Thieme*. Er stammte aus einer protestantischen Theologenfamilie aus Leipzig, konvertierte 1934 zum Katholizismus in einem vermeintlichen Widerstandsakt gegen den Nazismus, wurde Emigrant in der Schweiz und rang sich in einem langen Bemühen zu einem Verstehen des Judentums hindurch, für das er eintrat und in Reden und Schriften wirkte. Er war Mitbegründer und Mitherausgeber des *Freiburger Rundbriefes*, des bis heute einzigen Jahrbuches für den katholisch-jüdischen Dialog in deutscher Sprache. Mit ihm gemeinsam erfolgte das erste praktische Wirken auf dem Gebiet der christlich-jüdischen Zusammenarbeit und in manchmal täglichen Gesprächen der beiderseitige Versuch, dem andern immer gerechter zu werden.
Mit Karl Thieme war ein Verstehen möglich, denn er war ein Lehrer und ein Lernender, der in den späteren Jahren seines Lebens wusste, wie wesentlich eine klare Begrifflichkeit im christlich-jüdischen

Dialog ist, und dass die unkritische Übernahme zahlreicher theologischer Vorurteile trotz Ablehnung jedes Antisemitismus doch immer nur zu einem neuen Antijudaismus führen muss. Thieme nahm für sich in Anspruch, zu den wenigen Christen zu gehören, «die wir aus dem jüdischen Schicksal des letzten Vierteljahrhunderts Gottes Appell herausgehört haben, um unsere bisherige "heidenchristliche Sicht" der jüdischen Existenz zu überprüfen». In diesem Sinne lernte Karl Thieme die Juden in zwei wesentlichen Funktionen verstehen: 1. als die gottgewollten Nonkonformisten, 2. als die gottbeauftragten Entgötzer.

Mit Karl Thieme gemeinsam wurde der inzwischen vergriffene Band der Fischerbücherei «Judenfeindschaft» konzipiert, und Thieme gehörte zu jenen Katholiken, die den Weg für die sogenannte Judenerklärung am 2. Vatikanischen Konzil bereiteten; er durfte freilich diese Frucht seiner Bemühungen nicht mehr erleben.

Wenn vom Konzil die Rede ist, so soll der ersten Begegnung mit dem Manne hier gedacht werden, ohne den wahrscheinlich die berühmte Erklärung über die Juden irgendwo auf dem langen Wege des Konzils verschwunden wäre: *Augustin Kardinal Bea*, ein Jesuitenpater aus dem alemannischen Schwarzwald, Rektor und Professor für Altes Testament am Bibelinstitut in Rom; Juden hatten seinen Lebensweg vorher kaum je gekreuzt. Da berief ihn Papst Johannes XXIII. zu ökumenischen Aufgaben, und in den Rahmen dieser umfassenderen Verpflichtung gehörten auch die Juden, zu denen Bea bisher nur indirekt über das Alte Testament geistigen Zugang hatte.

Die erste Begegnung erfolgte in Basel. Es war am Jom Kippur des Jahres 1961. Direkt aus der Synagoge führte der Weg schräg gegenüber in ein Jesuitenhaus an der Leimenstrasse, in welchem Kardinal Bea abgestiegen war. Was das lebendige Judentum, das jüdische Volk in seinem Land, eigentlich ist, dieses pluralistische Phänomen des Judentums war für einen Mann wie Bea, der überhaupt erst im hohen Alter sich mit diesen Problemen zu beschäftigen hatte, verwirrend und schwer zu begreifen. Aber Bea hatte eine menschliche Intuition, die ihn das Rechte um der Gerechtigkeit willen tun liess, und so nahm er sich dieses jüdischen Volkes an, obwohl er manches, was ihm in der Verzwigtheit jüdischer Institutionen begegnete, nur zu ahnen vermochte. Der Kardinal bewährte am jüdischen Volk wie an den einzelnen jüdischen Menschen, die er traf, jenen «biblischen Humanismus», der von uns allen gefordert ist. Insofern steht sein Bild lebendig vor uns, ein deutscher Jesuitenpater, der nie vergass, was Menschen seines Volkes den Juden angetan hatten. Nicht aus schlechtem Gewissen kämpfte er für die Juden, es war der Sinn für Gerechtigkeit, der ihn im späten Alter zu einsamer Grösse

wachsen liess: Von manchen verlassen, von seinem Papst gehalten, hat Kardinal Bea seinen jüdischen Freunden die Treue gehalten. Das wollen wir ihm danken.

Seine Persönlichkeit war komplex: Er war ein Deutscher, aber in den vielen Jahren in Rom zugleich auch entnationalisiert; Bea, eigentlich ein konservativer Mensch, war Johannes XXIII. in seinem Rufe nach *Erneuerung* der Kirche gefolgt. Bea war ein Kardinal, ein Mann der kurialen Hierarchie, aber in seiner Lebensführung von schlichter Einfachheit und Bescheidenheit; er war ein Gelehrter, der sich plötzlich auch in die Politik gestellt sah und schwer begriff, wie er da eigentlich hineingeriet, bis er merkte, dass er eine der Schlüsselfiguren in einem weltweiten Prozess geworden war, gleichsam ein Symbol für eine neue Richtung in seiner Kirche, die nicht zerstören, sondern erhalten und bauen wollte, den Menschen dieser Welt ein gereinigtes Bild ihrer Kirche vor Augen zu stellen wünschte. Ob und inwieweit dies in der Folge gelang, soll hier nicht erörtert werden; es wäre auch nicht unsere Aufgabe, darüber zu urteilen.

* * *

Kehren wir nach Basel zurück. Dorthin war im Jahre 1948 der Holländer *Hendrik van Oyen* berufen worden. Er vertrat dort neben Karl Barth das Fach der Systematischen Theologie unter besonderer Berücksichtigung der Ethik und der Religionsphilosophie. Seine bleibende Leistung für die protestantische Theologie war das Einbeziehen der zahlreichen ethischen Probleme in die christliche Lehre; er richtete sein Augenmerk auf eine Fülle unsere Welt bedrängender Probleme um Liebe, Ehe, Familie, Gesellschaft, Staat und Wirtschaft. Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit war nicht zufällig eine 1929 an der Universität Leiden abgeschlossene Dissertation «Ethik und Religion im Denken Hermann Cohens». So wurde er schon in seinen wissenschaftlichen Anfängen zum Judentum geführt, und von dem Denken *Hermann Cohens*, dieses grossen jüdischen Philosophen und Mitbegründers der neukantianischen Schule, hatte sich van Oyen niemals wirklich entfernt. Gerade sein Eindringen in die ethischen Probleme gewann von Hermann Cohen her für van Oyen Bedeutung und ein tiefes Verstehen des Judentums.

Dieses führte ihn zur Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft, deren Präsident er jahrelang war. In dieser Eigenschaft arbeiteten wir nicht nur organisatorisch eng zusammen, sondern er eröffnete auch neue Horizonte, etwa in unseren Diskussionen über die Ursprünge und das Wesen der Christologie und ihr Entstehen aus jüdischem Denken verschiedener Provenienz. Unsere Dialoge konnten hier übrigens an Gespräche anknüpfen, die wir früher schon mit unserem Freund *Johann Jakob Stamm* hatten. Dessen Versuche, theologische Gedanken des

Hebräerbriefes aus dem Leviticus zu erklären, sind eindrücklich geblieben. So wird deutlich, in welcher Weise meine Lehrer und Freunde der theologischen Fakultät Basel für das langsame Gewahrwerden theologischer Phänomene von bleibender Bedeutung geblieben sind. Hendrik van Oyen war übrigens ein Beispiel dafür, wie ein gläubiger Christ sich völlig frei von Antijudaismus halten konnte: «Es wurde hier ein enormer Besitz an geistigen Werten durch Israel und das Judentum in das Christentum hineingetragen. Die ethischen Begriffe der Treue, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Bescheidenheit, Humanität: Israel hat sie als ebensoviele Gebote von Gott empfangen, und das Christentum hat sie in Jesu Reden erneut als göttliche Gebote erkannt und der Kulturwelt weitergegeben.» Auf einem solchen Hintergrund war ein existentieller christlich-jüdischer Dialog möglich.

* * *

Eines ganz andern Mannes soll nun hier gedacht werden. Er ist am 18. Mai 1972 gestorben: Rabbiner *Robert Rafael Geis*. Mit ihm menschlich und geistig verbunden zu sein, bedeutete das Abstreifen von Konventionen, das Infragestellen von Phrasen und Denkgewohneiten, welche allzu oft nur der geistigen Bequemlichkeit dienen. Viele seiner Worte gelten auch heute noch für uns: «Auch wir Juden werden von neuem unsere Propheten zu entdecken haben, sobald der Dunst der Müdigkeit, der so leicht aus Ruinen aufsteigt, schwindet. Bei aller Verehrung für unsere Rabbinen, die Propheten sind gewichtiger. Sie fordern in jeder Epoche jede Generation des jüdischen Glaubensvolkes. Erst wenn Jesus und die Propheten aus dem Goldstaub der Verehrung auferstehen, lohnt es überhaupt, Christ und Jude zu sein, beginnt die fruchtbare Periode christlich-jüdischer Zusammenarbeit.» Von Geis konnte man diese heilige Ungelduld lernen, die für einen Streiter für das Königreich Gottes auf dieser Erde eine Notwendigkeit ist. Dieser äusserst sensitive Mensch hat sich in eine «Querfrontsolidarität» mit den Christen begeben, weil er erkannte, dass sich hier nun eine Affinität mit den Juden zeigt: Christen lernen in unseren Tagen, wenn sie wirklich um ihr Christsein ringen, die Segnungen der Minorität kennen, jüdisches Schicksal durch die Jahrtausende, So trägt Geis' letztes Buch den Titel: «Gottes Minorität» (1971), wobei es nicht um eine soziologisch-statistische Erörterung geht, sondern um das Aufzeigen prophetischer Botschaft in ihrer ganzen Radikalität. Die bedeutenden Juden, die wir vorher erwähnt haben, Baeck, der unser gemeinsamer Lehrer war, Buber und Rosenzweig, sind auch die Mentoren von Robert Rafael Geis gewesen, und sie können ihn und uns das Unüberholbare der prophetischen Forderung lehren.

Geis war kein Stubengelehrter, er drang aus dem Getto seiner Einsamkeit heraus auf Begegnung mit Juden, und da er diese in Deutschland kaum noch fand, mit Christen. Wahrscheinlich ist der ursprüngliche Ansatz zum christlich-jüdischen Dialog bei Geis die Suche nach dem Mitmenschen gewesen, nach dem Du, nach dem andern, mit dem er in geistige Kommunikation treten konnte. Gewiss traf Geis auch auf ein paar wenige Juden, aber seine geistige Wirkung erzielte er vor allem bei einer Reihe von protestantischen Theologen, die mit ihm begriffen hatten, dass das Judentum als Partner seine eigene Dignität besitzt und unsere geschundene Welt darauf verweisen muss, dass es für den Sinai kein Surrogat gibt. Das soziale Engagement ist ohne das Ernstnehmen der prophetischen Botschaft eine schlichte Unmöglichkeit, und die Radikalität der prophetischen Forderung hat Robert Rafael Geis dazu geführt, sich von der Institution und der Konvention ab- und zu seinen wenigen jüdischen und seinen protestantischen Freunden, vor allem *Hans Joachim Kraus* und *Heinz Kremers*, hinzuwenden. Hans Joachim Kraus, Alttestamentler und reformierter systematischer Theologe, hat im deutschsprachigen Raum, besonders auch auf den ersten Kirchentagen seit 1961, einen wichtigen Beitrag zum Dialog geleistet. Heinz Kremers, Religionspädagoge in Duisburg, war ein wichtiger Organisator, der Symposien veranstaltete, Buchreihen begründete und wesentliche Impulse für eine vorurteilsfreie Darbietung des Religionsunterrichtes gab. Sein Tod im letzten Jahr ist ein herber Verlust für viele von uns; seine phantasievolle Aktivität fehlt allen denen, die die Freude hatten, mit ihm zusammenzuarbeiten. Geisens durch das Schicksal begründeter tiefer Pessimismus hat durch die Freundschaft mit diesen protestantischen Menschen immer wieder zu neuer Hoffnung geführt, nicht zuletzt, dass jenes Land, aus dem er einmal vertrieben worden war, doch wieder auch für Juden Ort menschlicher Begegnung sein könnte. Mit ihm gemeinsam konnten wir 1961 die Arbeitsgruppe «Christen und Juden» beim Deutschen Evangelischen Kirchentag gründen, die bis heute Wesentliches zum Dialog bietet.

* * *

Es ist manchmal nicht ohne Bedeutung, wann und wo man einen Menschen kennenlernt, die erste Begegnung mit ihm stattfindet. *Max Horkheimer* in einem renommierten Hotel am Zürichsee zu treffen, gehörte ebenso zu seinem Stile wie sein ständiger Versuch, Wege zu finden, um unsere Gesellschaft gerechter zu gestalten. Es ist daher kein Zufall, dass er sich nicht nur für die Hebräische Bibel leidenschaftlich interessierte, sondern vor allem die Propheten studierte und sogar an einer Vorlesung des um Jahrzehnte Jüngeren über das Wesen biblischer Prophetie

teilnahm. Der späte Horkheimer hatte zu seinen jüdischen Wurzeln zurückgefunden und einen Grundgedanken des Judentums immer aufs neue geistig zu begründen versucht: den Willen zur Gerechtigkeit. Gerechtigkeit jedoch muss ein Fundament haben, sie kann nicht im luftleeren Raum stehen. Die Bibel setzt bekanntlich hinter jedes Gebot den Satz «so spricht der Ewige». Für Horkheimer war zwar der biblische Gottesbegriff in einer konkreten Personenhaftigkeit nicht mehr begreifbar, das aber bedeutete für ihn nicht, unsere Welt würde nicht über sich hinausweisen. Horkheimer folgerte, Moral ohne Theologie sei nicht möglich, da Wissenschaft über Gut und Böse nicht statuieren könne. Theologie sei die Hoffnung, dass das Unrecht in der Welt nicht das letzte Wort sein möge. Was aber bleibt nun? Für Horkheimer ist es die Sehnsucht nach vollendeter Gerechtigkeit. Leo Baeck hatte versucht, die theologische Beziehung, in der die Menschen zu Gott stehen, als «Geheimnis und Gebot» zu bezeichnen: das göttliche Geheimnis also, das der Mensch nicht ergründen kann, *und* die Aufgabe des Menschen, die sich für ihn im Gebot konkretisiert hat.

Man konnte Horkheimer als Rektor der Frankfurter Universität kennenlernen, als Direktor des Instituts für Sozialforschung, auf den sich Ende der sechziger Jahre Studenten berufen haben. Es gab aber auch den Horkheimer, der sich an jüdischen Feiertagen von Montagnola aus in die Synagoge nach Lugano hinunter fahren liess, den Horkheimer, der in traditioneller Weise am Grabe seiner vor ihm dahingegangenen Gattin auf dem Berner jüdischen Friedhof Kaddisch sagte, den Horkheimer, der in seiner Zunz-Bibel wohl kaum eine Zeile aus den biblischen Propheten nicht unterstrichen hatte; die zahlreichen Lesezeichen zeugten davon, dass er mit diesem Buche wirklich lebte. Er konnte plötzlich nachts anrufen und fragen, welche deutsche Bibelübersetzung eigentlich vorzuziehen wäre. Er gehörte der grossen und für die Menschenbildung wichtigen jüdischen Vereinigung, dem B'nai B'rith, an, und es ist tatsächlich nicht ohne Symbolgehalt für die Persönlichkeit und das Werk dieses Mannes, dass sein letzter Vortrag, wenige Tage vor seinem Tode, in der Israelitischen Cultusgemeinde in Zürich stattfand und über die jüdische Religion handelte.

* * *

Wer sich dankbar der Begegnung mit diesen eben erwähnten Menschen in etwas mehr als 40 Jahren zu erinnern vermag, empfindet durch das Zusammentreffen mit ihnen einen Anspruch an sich selbst. Und man könnte sich fragen, ob es für alle die hier erwähnten Juden und Christen einen gemeinsamen Nenner gibt, der ihrer Theologie oder Philosophie entsprechen könnte.

In den Sprüchen Salomos, den Mischle (14,31), findet sich ein merkwürdiger Satz, der für das Judentum charakteristisch geworden ist und eine ganze Theologie enthält: *«Wer den Schwachen bedrückt, schmäht dessen Schöpfer, der ehrt IHN, wer sich des Dürftigen erbarmt.»* In diesem einen Vers liegt die ganze Aktualität der Hebräischen Bibel. *Abraham Joshua Heschel*, der vor einigen Jahren verstorbene grosse jüdische Religionsphilosoph und Prediger, hat eines seiner auch deutsch erschienenen Bücher genannt: «Gott sucht den Menschen» (1980). Gott also braucht den Menschen, er ist Partner am Werke Gottes. Wer Ungerechtigkeit begeht, schändet Gott, den ER hat den Menschen in Seinem Bilde geschaffen; wer sich des sozial Entrechteten annimmt, ehrt damit zugleich Gott. Hier ist nun die Ethik auf eine unauflösbare Weise konkret in der Religion verankert, das Tun in die religiöse Dimension einbezogen worden. «Wer den Schwachen bedrückt, schmäht dessen Schöpfer»: Wie könnte man behaupten, hier wäre die Bibel nicht in einer Weise aktuell wie in jenem andern Wort, dass eigentlicher Gottesdienst das Sich-Annehmen des andern ist, der unser bedarf?

Die jüdische Tradition hat diesen Gedanken erläutert, wenn wir im Talmud (Sota 14a) lesen: «Es heisst (Dtn 13,5): "Dem Herrn, eurem Gott, sollt ihr folgen"; ist es denn einem Menschen möglich, der Göttlichkeit zu folgen...? Vielmehr lehrt dies, dass man den Handlungen des Heiligen, gepriesen sei ER, folge. Wie ER die Nackten kleidet, ... so kleide auch du die Nackten... Wie ER Kranke besucht, ... so besuche auch du die Kranken; wie ER Trauernde tröstet, ... so tröste auch du die Trauernden...» Aus diesem nur ausschnittweise zitierten Abschnitt geht die Vorstellung von der *imitatio Dei*, der Nachfolge Gottes, deutlich hervor. Das aber bedeutet, dem Reich Gottes den Weg durch gerechtes Handeln zu bereiten; der Prophet Jesaja (5,16) hat das in einem Halbvers knapp so angedeutet: «Der heilige Gott wird durch Gerechtigkeit geheiligt.»

Betrachten wir das Werk und das Leben der vorher erwähnten Persönlichkeiten, denen wir begegneten, und denen wir unser Bemühen verdanken, andere Menschen zu verstehen, sie in ihrer Existenz ernstzunehmen, auch wenn wir ihr Denken und Fühlen nicht in allem nachvollziehen können, so mag vielleicht dieser Vers des Propheten uns allen, vor allem aber denen, denen es um die christlich-jüdische Begegnung geht, als gemeinsame Grundlage gelten: Was immer an Christologie und spezifisch christlichem Erleben und Emotionen der christliche Partner in diesen Dialog einbringen mag, die Basis unserer *gemeinsamen* Tuns sollte die Erkenntnis sein, dass es etwas Unausschöpfbares, ja Unüberholbares gibt, von dem wir alle ausgehen können und das uns bindet. Wenn wir nur über diesen Halbvers Jesajas meditieren: «Der heilige Gott wird durch Gerechtigkeit geheiligt», haben wir etwas von dem erfahren, was Christen

und Juden zu erleuchten vermag: die Verbundenheit und das Ziel unseres Tuns, die Gerechtigkeit auf *dieser* Erde, nicht morgen, sondern hier und heute.

In einem Gebet, welches der babylonische Lehrer *Rab* am Anfang des 3. Jahrhunderts ursprünglich für das Neujahrsfest dichtete (es findet sich im 2. Abschnitts des Alenu-Gebets), heisst es: *le-ṯakken ᶜôlam be-malkûṯ šadday*, «die Welt zu ordnen durch das Reich Gottes». Dieser Satz meint ähnliches wie das, was wir eben vom Propheten Jesaja hörten: das Gottesreich in diese unsere Welt des Menschen eintreten zu lassen, das Reich, das heute und hier bei uns Menschen beginnen könnte, wenn wir es nur wollten.

Das war auch die Botschaft jener Männer, die unseren Weg kreuzten, von denen wir lernten, denen wir danken, und es ist zugleich die ständig an uns alle gerichtete Forderung des Buches, das wir als *Hebräische Bibel* bezeichnen.